

schickt werden, und sich viele Familien aus Vierteln verabschieden, in denen die Migrationsdichte zu groß ist.

Bude: Die Tendenz zu *Gated Communities*, zu abgeschlossenen Gesellschaften, nimmt zu, ich glaube nur nicht, dass das auf Dauer funktionieren wird. Interessanterweise gibt es schon Gegenbewegungen. In den Großstädten können Sie das wunderbar studieren, gerade die mobilitätsbereiten Mittelständler ziehen jetzt wieder hinein in die

Innenstadtviertel, die sie vorher verlassen haben. Wir haben aus zivilgesellschaftlichen Bestrebungen heraus wieder Bewegungen der sozialen Mischung in unserer Gesellschaft, die aber, und das ist das Interessante, von der Politik überhaupt noch nicht wahrgenommen werden. Die Politik denkt immer noch: Einheitsschule ist die Lösung des Problems, Abschaffung des dreigliedrigen Schulsystems... Ein weiteres Mal zeigt sich hier, dass die Gesellschaft doch klüger ist als die Politik.

Julia Friedrichs/Eva Müller/Boris Baumholt Deutschland Dritter Klasse

Nach derzeitigem Verständnis gilt man als arm, wenn man weniger als 60 % des Durchschnittseinkommens zur Verfügung hat. Dabei ist es egal, ob man in Berlin auf Hartz IV angewiesen ist, oder in Leipzig als Niedriglöhner 4,85 Euro brutto die Stunde verdient. In ihrer Sozialreportage, dem Buch Deutschland dritter Klasse. Leben in der Unterschicht, gehen die drei Autoren den Lebensverhältnissen dieser Menschen nach.

Janina liegt festgeschnallt in einem Autositz. Sie mag keine Hackfleischsoße mit Paprika. Sie ist erst elf Monate alt. Eigentlich könnte sie also schon längst im Sitzen essen. Aber einen Kinderstuhl haben ihre Eltern nicht. Jessica und René Weber besitzen ein Sofa, einen Couchtisch, einen Fernseher und eine Schrankwand, die sie auf Kredit gekauft haben. Im Schlafzimmer steht ein Bettchen für Janina, auf dem Boden liegt die Matratze ihrer Eltern. Außerdem gibt es in der Wohnung eben noch den Autositz für Janina, der meist auf dem Sofa steht. Denn ein Auto haben die Webers nicht.

»Ich kann das nicht beim Essen, dass die mir ins Ohr knatscht«, schimpft René, Janinas Vater. Er und Jessica sitzen neben ihrer Tochter auf dem Sofa. Ihre Teller halten sie auf den Knien. So essen sie immer. »Ich muss sie jetzt ruhig haben«, sagt René. »Willst du ihr den Mund zuhalten, oder was?«, fragt Jessica. Sie beruhigt Janina.



Julia Friedrichs

(* 1979) arbeitet als freie Autorin von Fernsehreportagen und Büchern. 2008 erschien ihr Buch *Gestatten: Elite. Auf den Spuren der Mächtigen von Morgen*.



Eva Müller

(* 1979) arbeitet als freie Journalistin für den WDR für die Redaktionen »Monitor«, Die Story und Aktuelle Dokumentation.



Boris Baumholt

(* 1975) ist fester Redakteur beim WDR.

Die Kleine muss die scharfe Hackfleischsoße jetzt doch nicht essen. Und René hat erst mal seine Ruhe.

Es ist Montagnachmittag. Jessica und René Weber sitzen schon den ganzen Tag in ihrer kleinen Wohnung. Drei Mal sind sie in der letzten halben Stunde aneinandergeraten. »Wenn man so zusammenhängt, gibt es den ganzen Tag Streit«, sagt Jessica. »Ihm passt es nicht, was ich mache, und mir passt nicht, was er macht.«

Jessica raucht. René auch. Janina rollt eine leere Sprudelflasche über den Boden. Dann zieht sie sich am Tisch hoch, fällt hin, rollt wieder die Flasche. Und macht dann doch das, was gerade alle machen: Sie starrt auf den Fernsehapparat. Es läuft eine Talkshow. »Der ist den ganzen Tag an«, sagt Jessica. »Auch wenn ich nicht hingucke, läuft er. Was soll ich denn sonst anderes machen?« Jessica und René Weber sind ohne Arbeit. Sie suchen auch gerade keine. René kann sich kaum noch an seinen letzten Job erinnern. »Lang, lang ist das her«, sagt er. Und etwas anderes als Aushilfsjobs habe er noch nie gehabt. »Ohne Lehre, ohne Schulabschluss. Da kriege ich nichts«, meint er.

Die Zeit vergeht langsam

Seit einer Woche treffen wir die Webers regelmäßig. Wir waren schon mit ihnen einkaufen und gemeinsam bei der Bank, und wir schauen mit ihnen fern. Vor allem aber lernen wir von ihnen, wie langsam die Zeit vergehen kann.

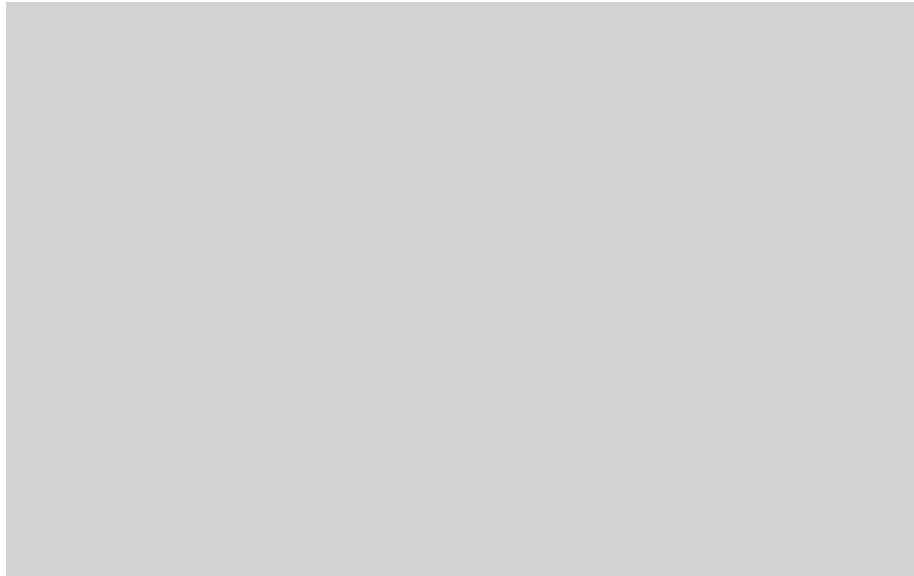
Jessica, Janinas Mutter, ist gerade zweiundzwanzig geworden. Wir hätten ihr gut zehn oder fünfzehn Jahre mehr abgenommen. An schlechten Tagen zieht sich ihre Neurodermitis fast über das ganze Gesicht. Jessica ist in Bayern geboren und wuchs dort bei ihrer Mutter auf, ohne Vater, stattdessen waren da manche Männer, die nicht immer gut zu ihnen waren. Sie kommt ins Heim, fängt eine Ausbildung zur Altenpflegerin an, bricht sie aber ab. Wegen einer Schlägerei war sie im Knast, als sie rauskommt, ist sie erwachsen. Sie verliebt sich

in einen Mann, der neben ihrem schweren Körper noch viel kleiner und dünner wirkt, als er tatsächlich ist. René ist sechsundzwanzig. Er hat den Kopf rasiert. Sein Gesicht ist bleich, fast weiß, nur unter den Augen liegen Schatten. Auch ihm sieht man die letzten Jahre an. Die Zeit beim Vater, der den Jungen allein erzog, die Monate im Gefängnis und die, in denen er Tabletten und Pulver brauchte, um sich zu betäuben.

Vor zehn Monaten, kurz nach Janinas Geburt, haben sie geheiratet. Das gemeinsame Leben soll besser werden als das, was beiden bisher gelang. Vor allem wegen Janina. In zwanzig Jahren soll sie Besseres zu erzählen haben als das, was ihre Eltern heute berichten. Janina soll mal glücklich werden. Jessica wünscht sich, dass ihre Tochter die Schule schafft, eine gute Ausbildung macht, dass sie Arbeit findet. Aber was ist, wenn selbst das für ein gutes Leben nicht reicht?

450 Kilometer entfernt, in Leipzig, stehen Hannelore und Reinhard Zetzsche vor dem Supermarktregal. Reinhard Zetzsche ist müde. Er hat in der Nacht gearbeitet. Am nächsten Morgen, wenn er dann schlafen soll, gelingt ihm das oft nicht so gut. Nach sechs Stunden ist er wieder aufgestanden. Reinhard Zetzsche ist Wachmann. Nachts kontrolliert er die Straßen seiner Heimatstadt Leipzig. Pro Stunde verdient er 4 Euro 85 brutto. Das ist der Tariflohn im sächsischen Wach- und Sicherheitsgewerbe. Legal, für jeden nachzulesen, von Gewerkschaften abgenickt. Zum Leben reicht der Lohn aber nicht. Reinhard Zetzsche hätte Anspruch auf zusätzliches Geld vom Amt. Aber er scheut sich, das zu beantragen. Schließlich hat er ja Arbeit, sagt er.

Hannelore und Reinhard Zetzsche überlegen lange, bevor sie etwas aus dem Regal nehmen. Kartoffeln und Eier liegen schon in ihrem Wagen. »Morgen mache ich die mit Petersilie«, sagt Hannelore Zetzsche. »Heute gibt es Bolognese und Makkaroni.« Obwohl Reinhard Zetzsche arbeitet, essen die beiden streng nach Finanzplan.



Sie können zusammen 150 Euro im Monat für Lebensmittel ausgeben. Das sind für jeden rund 2 Euro 50 am Tag. Wenn sie nur 100 oder 150 Euro mehr im Monat hätten, wäre das schon eine gewaltige Verbesserung, meint Reinhard Zetzsche. Dann könnten sie im Supermarkt auch mal zugreifen, ohne immer zu rechnen. »Dann sagst du, ach komm, heute habe ich mal Appetit auf den Schinken, oder, jetzt holen wir uns mal ein schönes Stück Fisch oder Käse.«

Wenig Geld und ohne Chancen

Trotz Arbeit haben die Zetzsches nicht mehr Geld als Jessica und René Weber. Und dabei hat Reinhard Zetzsche all das vorzuweisen, was den beiden fehlt: Er hat einen Schulabschluss, eine Ausbildung und Berufserfahrung. Aber seit der Wende gibt es seinen alten Arbeitgeber nicht mehr. Mit der DDR wurde auch die Nationale Volksarmee abgewickelt. Die graue Staatsuniform hat Zetzsche gegen die blaue der Potsdamer Wachfirma PSI Security eingetauscht. Das Leben im vereinten

Deutschland habe ihm und seiner Frau finanziell nur Nachteile gebracht, sagt er.

»Also, wenn es größere Sachen sind, die da außer der Reihe kommen, wenn mal was kaputtgeht, dann kommen wir ins Schleudern«, sagt Reinhard Zetzsche. Dann tun sie etwas, für das sie sich lange überwinden müssen und das ihnen noch immer peinlich ist: Sie bitten ihre Tochter Michaela um Geld. Sie ist Filialleiterin in einer Drogeriekette und verdient fast doppelt so viel wie ihr Vater. Michaelas Mann ist arbeitslos. Deshalb ist es auch bei ihnen oft eng mit dem Geld. Trotzdem, wenn es bei den Eltern am Ende des Monats nicht reicht, hilft sie aus. Reinhard Zetzsche ist achtundfünfzig Jahre alt. Er hat immer gearbeitet und hat dennoch nicht genug zum Leben.

Hannelore und Reinhard Zetzsche, Jessica, René und Janina Weber – das sind zwei der Familien, die wir in den letzten vier Jahren immer wieder getroffen haben, um zu sehen, wie es ist, in Deutschland mit wenig Geld und ohne viele Chancen zu leben. Die einen sind jung, ohne Ausbildung und arbeitslos, die anderen haben immer gearbeitet und mussten erleben, wie es ist, wenn

der Verdienst auf einmal nicht mehr reicht.

Unsere Reise begann im Januar 2005. Es waren die ersten Tage des Gesetzes für moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt, besser bekannt als Hartz IV. Die Hartz-Gesetze sollten der große Wurf werden. Die umfassendste Sozialreform seit Bismarck. Für die, die ohne Arbeit waren, sollte fast alles anders und vieles besser werden. Das war das Versprechen. Und die Realität? Wie hat sich Deutschland seitdem verändert? Wie haben die Menschen, für die die Gesetze geschrieben wurden, die letzten Jahre erlebt? Hat sich ihre Situation verbessert?

Weit entfernt vom Leben der Zetzsches und Webers, im politischen Berlin, sind Antworten auf diese Fragen kaum zu finden. Hier scheint man Menschen wie sie für kurze Augenblicke immer wieder neu zu entdecken. Mal als Ziffern in den Statistiken, mal als Pixel eines schraffierten Feldes in den Grafiken zu den Arbeitslosenzahlen. Menschen wie die Webers findet man dort in der Spalte »Langzeitarbeitslose«. Dann heißt ihr Zusammenleben plötzlich »Bedarfsgemeinschaft«, und ihre vielen Probleme sind »Vermittlungshemmnisse«. Dann sind sie die »Hilfebedürftigen«. Drei von über sieben Millionen.

Die Zetzsches erscheinen als Teil eines ständig wachsenden Balkens. Sie gehören zu denjenigen, die arbeiten, von ihrem Lohn aber kaum leben können. Zwei von 6,5 Millionen. Sie heißen dann »Niedriglöhner« oder »working poor«, die arbeitenden Armen. Mal entdeckt das politische Berlin Menschen wie die Webers als Arme, die abgetragene Kleidung in der Kleiderkammer bekommen und für Essen anstehen, das Supermärkte und Einzelhändler spendet haben. Dann sind sie Symbol für Ungerechtigkeit in unserem reichen Land. Mal sind sie Thema in soziologischen Studien. Dann nennt sie der eine »abgehängtes Prekariat«, der andere »neue Arme«, der dritte »sozial Schwache«, und es wird seitenlang darüber gestritten, wie man sie po-

litisch und begrifflich korrekt zu bezeichnen hat. Mal sind sie Anlass politischer Debatten. Dann werden ihretwegen Behörden errichtet, Regierungserklärungen abgegeben, Talkrunden veranstaltet. Mal werden sie bemitleidet, mal beschimpft. Selten aber werden sie selbst gefragt. Viel zu selten dürfen sie erzählen, wie es ist, ganz unten in der Gesellschaft zu leben. Wie sie dort gelandet sind. Wer die Verantwortung dafür trägt und was sich ändern müsste. Ob sie es schlimm finden, wenn man sie »arm« nennt, ob sie sich als »abgehängtes Prekariat«, als »Verlierer« oder als »Unterschicht« fühlen. Ob sie mehr Geld bräuchten, mehr Hilfe oder mehr Anerkennung.

Verlorene Hoffnung

Die Hartz-Gesetze haben das Land verändert. Sie haben das Leben ohne Arbeit härter gemacht, weil derjenige, der den Job verliert, schneller mit weniger Geld leben muss. Sie haben mit dazu beigetragen, dass die Bereitschaft der Menschen gestiegen ist, auch für sehr wenig Geld zu arbeiten. Auf Leihbasis oder für Stundensätze um die vier oder fünf Euro.

Auf unserer Reise hatten wir den Eindruck, dass sich Deutschland in den letzten vier Jahren darüber hinaus viel tiefgreifender verändert hat. Es gibt Menschen, die auf Dauer abgehängt sind, die mit dem Leben der Mehrheit nicht mehr viel zu tun haben. Ob dies acht, zehn oder fünfzehn Prozent der Gesellschaft sind, ist strittig. Klar ist aber, dass es diese Gruppe der Ausgeschlossenen gibt, dass Orte entstanden sind, an denen man dritter Klasse lebt. Hier heißen die Supermärkte »soziale Warenhäuser«, die Jobs »Maßnahmen«. Arbeitgeber sind die Ämter, und die Kinder schickt der Staat in Schulen, an denen von Vorbereitung auf ein Berufsleben kaum mehr die Rede ist. Und die Zukunft? Viele, die wir trafen, hatten die Hoffnung verloren, dass sie besser sein wird als die Gegenwart.